

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Winterstimmung in Arosa. Phot. Willy Schneider, Zürich.

Politische Uebersicht.

Zürich, 4.^{te} Dezember 1916.

Die Ereignisse drängen sich in solcher Fülle in die letzten Wochen zusammen, daß es ein ganzes Jahr zu sein scheint, seitdem Woodrow Wilson als Präsident der Vereinigten Staaten bestätigt worden ist. Und doch gehört auch diese erfreuliche historische Tatsache erst der Chronik des Novembers an. Der Wiederwahl Wilsons ging ein heißer Kampf voraus, und der Ausgang war so zweifelhaft, daß zuerst der republikanische Gegenkandidat Hughes als gewählt proklamiert wurde. Unerwartet hohe Stimmenmassen aus den westlichen Staaten gaben dann aber den Ausschlag für Wilson. Zu seinen heftigsten Gegnern gehörten in der frühern Periode des Wahlkampfes die Deutsch-Amerikaner, nach deren Meinung er sich der deutschen Regierung gegenüber mit seinen Warnungen und Protesten zu viel herausgenommen hatte, und als man dann bei reiflichem Nachdenken sich sagen mußte, daß es in dieser Beziehung bei

einem von Theodor Roosevelt unterstützten Präsidenten Hughes noch schlimmer werden könnte, hatte man sich gegen Wilson schon zu sehr festgelegt, um noch einen Frontwechsel vornehmen zu können. Was er den einen zu viel getan, fanden umgekehrt die andern zu wenig und grollten Wilson, daß er gegen Deutschland nicht energischer aufgetreten sei. Aber über die Widersacher aus beiden Lagern triumphierte der ehrliche und gerade, aufrichtig demokratische und pazifistische Präsident Wilson, dem eine verblendete, haßerfüllte Propaganda umsonst eine „Blutschuld“ aufzubürden suchte, weil er die Munitions- und Waffenlieferungen Amerikas nicht hinderte, was er verfassungsgemäß auch gar nicht hätte tun können. Aber selbst in einem Teil der schweizerischen Presse, die damit neuerdings ihre geistige Abhängigkeit vom Ausland erwies, bekam man diese Abgeschmacktheit zu hören, in demselben Moment, da die schweizerische Industrie

froh ist, mit Kriegslieferungen nach beiden Fronten ihr Leben fristen zu können. Nur wenn wir selber auf das mit dem Krieg zu verdienende „Blutgeld“ verzichten wollten, dürften wir Amerika Buße predigen. Vielleicht ist Wilson auch der einzige Mann in der Welt, von dem mit einigem Grund eine energische Aktion zugunsten des baldigen Friedens zu erwarten ist. Große Hoffnungen hegen wir aber in dieser Hinsicht nicht, weil auch der unzweifelhaft beste Wille Wilsons dem noch ungebrochenen Kriegswillen Europas nicht gewachsen sein wird. Einen merk-

würdigen Enthusiasmus hat auf pazifistischer Seite die Rede des deutschen Reichskanzlers vom 9. November hervorgerufen, worin der leitende deutsche Staatsmann die Bereitwilligkeit Deutschlands erklärte, sich nach dem Krieg „an die Spitze“ einer Staatenvereinigung für den dauernden Frieden zu stellen; gleichzeitig wird die „Friedensbereitschaft“ Deutschlands betont, das jeden Augenblick zur Beendigung der nutzlosen Schlächtereie bereit wäre, wenn nur die andern auch Hand dazu bieten wollten.

S. Z.

Der europäische Krieg. Eine der wichtigsten Kriegsmaßnahmen, die deutscherseits im vergangenen Monat ergriffen worden sind, ist die am 5. November in Warschau und Lublin erfolgte Proklamation des selbständigen Königreichs Polen, die ihre wahre Bedeutung erhält durch den unmittelbar darauffolgenden Aufruf zur Bildung einer eigenen polnischen Armee, deren Aufgabe es sein sollte, das von Deutschland und Oesterreich eroberte Polen zu verteidigen und zu behaupten. Es war nun sehr interessant zu beobachten, wie sich die Polen selbst zu dem ihnen gemachten Geschenk staatlicher Selbständigkeit unter deutsch-österreichischer Aufsicht stellen werden. Nach den deutschen Berichten wäre in Warschau und dem übrigen Polen eitel Enthusiasmus darüber. Bei genauerem Zusehen erfährt man, daß die Polen zwar verständlicherweise das ihnen von den Kaiserreichen gemachte Zugeständnis ganz gern akzeptieren, darin aber vorläufig doch nur eine Abschlagszahlung erblicken und den bestimmten Wunsch ausdrücken, die eigene polnische Regierung, König, Staatsrat und Nationalversammlung, sich doch erst einmal konstituieren zu sehen und ihr dann die Bildung der polnischen Armee zu überlassen. Und es scheint nach den neuesten Telegrammen aus Berlin, daß man ihnen auch darin entgegenzukommen bereit ist, um in der dringlich gewordenen Rekrutierung im polnischen Okkupationsgebiet nicht weiter aufgehalten zu werden. In den Kreisen der preußischen herrschenden Partei wird man über dieser Entwicklung der Dinge, die noch verschiedene un-

erwünschte Zukunftsmöglichkeiten in sich birgt, wenig Freude empfinden, hat doch schon die polnische Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus statt der erwarteten Dankbarkeit und Rührung über die der polnischen Nation erwiesene Wohlthat eine kühle Reserve an den Tag gelegt und sich davon nichts weniger als befriedigt erklärt. Ein Königreich Polen unter preußischer Aufsicht, das nur die bisher russischen Gebiete Polens, nicht aber die preußische Provinz Posen und nicht Galizien umfassen soll, ist für sie noch kein „selbständiges Königreich Polen“. Die gleichzeitig von Oesterreich an Galizien verliehene Autonomie zeigt nur, daß man auf deutscher und österreichischer Seite gesonnen ist, die Beutestücke aus der letzten Teilung Polens umso hartnäckiger festzuhalten. Inzwischen haben allerdings die Polen in der Schweiz am 12. Juni im Schloß Rapperswil, dem polnischen Nationalmuseum, eine Feier zu Ehren der Wiederaufrichtung des Königreichs Polen gehalten, und diese mochte trotz den recht unsichern Verhältnissen insofern nicht unangebracht sein, als angesichts der Versprechungen sowohl von Seiten der Russen wie der Zentralmächte eine Fortdauer der bisherigen Knechtschaft Polens unter dem russischen Zepher kaum denkbar ist.

In Wien sind zwei Todesfälle eingetreten, die zwar auf den Verlauf des Krieges kaum eine Einwirkung haben werden, aber doch durch die persönliche Bedeutung der Verewigten Gewicht erhalten. Am 15. November starb unerwartet der deutsche Botschafter in Wien, von Tschirschky und Bögendorff,

ein naher Freund des deutschen Kaisers. In seiner Hand liefen während der kritischen vierzehn Tage im Juli 1914 die diplomatischen Fäden zusammen, und zwar bildet noch bis heute eine der dunkelsten und am wenigsten bekannten Partien der tragischen Geschichte des Kriegsausbruches der beiderseitige Anteil Deutschlands und Oesterreich-Ungarns an dem verhängnisvollen Ultimatum an Serbien. Der in jenen Tagen an der norwegischen Küste kreuzende Kaiser Wilhelm stand in direktem Verkehr mit dem Botschafter Tschirschky, der ihm auch den Wortlaut des Ultimatus sofort telegraphiert hatte. Erst zwei Jahre nach dem Kriegsausbruch, in einer seiner jüngsten Reden, lüftete der deutsche Reichskanzler ein wenig den Schleier über diesen Vorgängen, indem er Mitteilung machte von dringenden Vorstellungen Berlins in Wien in dem Sinne, die Wiener Regierung möchte sich einer direkten

Museinsetzung mit Petersburg nicht entziehen. Leider hatten diese Vorstellungen nur mehr akademischen Wert, da der Krieg an Serbien bereits erklärt und damit der Stein ins Rollen gebracht war. — Am 21. November ist sodann die weltgeschichtliche Gestalt des Kaisers Franz Joseph I. ins Grab gesunken. Ihm folgt Kaiser Karl I., ein junger Mann von 29 Jahren, von dessen Herrschereigenschaften man zur Stunde noch nichts wissen kann.

Der November brachte auch zwei weitere Kriegserklärungen, die aber von den Historikern kaum ernst genommen und registriert werden dürften. Venizelos, das Haupt der in Saloniki etablierten

„provisorischen griechischen Regierung“, hat an Bulgarien und Deutschland den Krieg erklärt. Es ist heute noch kaum möglich, darüber ins Klare zu kommen, ob man es bei Venizelos mit einem gewissen Komödianten oder aber mit einem ernsthaften Patrioten zu tun hat; jedenfalls aber ist aus seiner Tätigkeit in der jüngsten Zeit für Griechenland nicht viel Gutes entsprossen. Es ist haarsträubend, was sich dieses Land, das samt seinem König den Krieg offenbar absolut nicht

will, von Seiten der Entente alles gefallen lassen muß; aber indem man sich darob billigerweise entfetzt, darf man doch nicht ganz außer acht lassen, daß die Parole „Not kennt kein Gebot“, die jetzt auch in Griechenland zur Anwendung kommt, zur Eröffnung des Krieges von Seiten der Zentralmächte ausgegeben worden ist. In Befolgung dieser unheilvollen Maxime ist die Entente in Athen bereits so weit gegangen, die Gesandten der Zentralmächte kurzerhand abzuschie-



Kaiser Franz Joseph I.

ben und auf dem Wege eines Ultimatus von Griechenland auch noch die Auslieferung ihres Artilleriematerials zu verlangen, zu der Flotte und den Eisenbahnen, die schon in Beschlag genommen worden sind. Gegen diese unablässigen Bedrückungen hat sich in Athen am 1. Dezember ein Teil der griechischen Armee erhoben und den dort stationierten Franzosen ein blutiges Gefecht geliefert. Welche Weiterungen dieses Rencontre zur Folge hat, wird davon abhängen, ob die allgemeine Lage es der Entente als wünschenswert und möglich erscheinen läßt, daraus einen Casus belli zu machen.



Die Beerdigungsfeierlichkeiten für Kaiser Franz Joseph I. in Wien. Leichenzug am äußeren Burgtor gegenüber dem Maria Theresia-Denkmal.

In Rumänien erfüllt sich in diesen Tagen das Schicksal eines Staates, der auf politische Sympathien nach dem, was er 1913 und 1916 geleistet, bei den Neutralen kaum wird rechnen können, so sehr man auch hier mit dem unglücklichen Volke, dem Opfer seiner ehrgeizigen Staatsmänner, Mitleid empfinden muß; in unaufhaltsamem Siegeszuge sind die Armeen Mackensens und Falkenhayns von Norden und Süden in die rumänische Donauebene vorgeedrungen. Nach Belgien, Serbien, Montenegro liegt nun auch Rumänien am Boden, und wer weiß, ob ihm je die Wiederaufrichtung möglich sein wird. Es ist aber merkwürdig: je ungünstiger die militärische Lage für die Entente wird, umso troziger und siegesicherer klingen die Reden ihrer Staatsmänner. Während wir unter dem Eindruck einer neuen schweren Schlappe Rußlands in Rumänien stehen, übermittelt uns der Telegraph die Antrittsrede des neuen russischen Ministerpräsidenten Trepow vom 2. Dezember. Trepow ist an die Stelle Stürmers getreten, von dem es hieß, daß er habe gehen müssen, weil er als Vertreter der schwärzesten Reaktion heimlich auf

einen Separatfrieden mit Deutschland hingearbeitet habe. Was vernehmen wir nun aber von Trepow? Erstens, daß von einem Separatfrieden niemals und nimmermehr die Rede sein kann, zweitens daß Rußland, was auch die nächste Zeit noch für Unheil bringen mag, nicht wanken und nicht weichen, sondern den Krieg zum bitteren Ende führen wird, drittens daß zwischen Rußland, Frankreich, England und Italien bereits seit dem letzten Jahre ein Separatabkommen besteht, wonach Konstantinopel und die Meerengen den Russen als Siegesbeute zufallen sollen. Die Türkei ist nun offiziell orientiert davon, daß im Rate der Entente ihr Unter-gang beschlossene Sache ist, und sie wird sich danach richten. Die Frage ist nun bloß, ob die Entente auch noch die Kraft haben wird, ihr Programm durchzuführen; denn es genügt nicht an der nicht zu bezweifelnden Uner schöpfllichkeit Rußlands an Hilfsmitteln, man muß in stande sein, sie auch rechtzeitig wirksam zu machen, und in dieser Beziehung sind einige Zweifel immerhin erlaubt. Für die Zentralmächte aber bedeutet die Eroberung Rumäniens einen sofortigen großen Erfolg von gewaltiger moralischer Wir-

fung und von sehr realer Bedeutung für die Volksernährung in Deutschland und Oesterreich, denen nun die reiche Kornkammer Rumäniens offen steht... Der betrübende Schluß von dem heutigen

Rückblick kann aber auch nur wieder lauten: Nichts von Frieden! Weit und breit kein Anzeichen eines Nachlassens der Kriegswut!

S. Z.

Kaiser Franz Joseph I.

Im 87. Lebensjahr verschied am Abend des 21. November im Schloß zu Schönbrunn der Senior aller Fürsten und Herrscher, der greise Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn, der „alte Franzl“, wie ihn seine getreuen Wiener und Tiroler gern nannten, denen er fast sieben Jahrzehnte lang Landesvater gewesen ist. Sieben Jahrzehnte lang! Wie eine längst verflossene Zeit mutet es einen an, liest man in den alten Geschichtsblättern nach, die von seiner Thronbesteigung 1848 zu melden wissen und von den vielen innerpolitischen Kämpfen der damaligen Zeit, die nur noch wenige Lebende miterlebt haben. Schon lange ist diese Generation ins Grab gesunken, auch ihre Nachkommen zählen heute längst zu den alten Leuten, in deren Jugenderinnerung der verstorbene Kaiser schon als stattlicher, gereifter Mann erscheint, der, vom Schicksal Duzende Male mit grausamer Hand gepackt, als stilltragender und entsagender Mensch durchs Leben ging, durch die Jahrzehnte hindurch selbst ein Stück Weltgeschichte, bis die Sterbestunde kam, auf die er lange warten mußte. Erlebnisse zweier Menschenalter und von zwei Generationen trug er auf seinen Schultern, und dazu kam als schwerste Last das persönliche Leid, das kaum je in anderer Sterblicher so schwer zu spüren bekam wie dieser stille

Dulder auf dem Throne. Aus einer alten Zeit mit ihren teilweise noch patriarchalisch anmutenden Zuständen schritt er ins Zeitalter der triumphierenden Technik und der politischen Weltumwälzungen hinein, aus dem alten zerrütteten Oesterreich entstand unter ihm die neue, moderne, achtunggebietende Großmacht, die in den letzten Jahren seines reichen Lebens auf blutiger Walfstatt im größten und blutigsten Krieg, den die Welt je gesehen, bis zum letzten Mann um ihre Existenz zu kämpfen gezwungen wurde... „Gott segne dich! Sei nur brav, Gott wird dich schützen; es ist gern geschehen!“ Mit diesen gemüthlichen Worten übergab am 2. Dezember des Sturmjahres 1848 in Olmütz Kaiser Ferdinand Krone und Zepter seinem damals achtzehnjährigen Neffen, nachdem dessen Vater, Erzherzog Franz Karl, des abdankenden Kaisers Bruder, zugunsten seines ältesten Sohnes auf die Kaiserwürde verzichtet hatte. „Der junge Monarch,“ schreibt Prof. Paul Herr in einer biographischen Skizze, „war damals noch ein völlig unbeschriebenes Blatt,



Die Schweiz
7292

Die Beerdigungsfeierlichkeiten für Kaiser Franz Joseph I. in Wien.
Die Fürlichkeiten im Trauerzug: vorn Kaiser Karl I., Kaiserin Zita und der kleine Kronprinz, dahinter die Könige von Sachsen, Bayern und Zar Ferdinand von Bulgarien, hinter diesen der Kronprinz von Schweden, der deutsche Kronprinz und der Infant von Spanien.

aber die Grundeigenschaften seines Wesens, aus denen allmählich die geschlossene Persönlichkeit herausreifte, lagen schon klar zutage. Unverrückbar klar in ihren Grundzügen steht uns beim Ueberblick über sein Leben seine Persönlichkeit vor Augen: der anmutige und elegante junge Monarch der vierziger und fünfziger Jahre, der kraftvolle und männliche Herrscher der sechziger bis achtziger Jahre und der greise Kaiser, der gebeugt vom Alter, doch mit der immer gleichbleibenden Bereitwilligkeit auch den repräsentativen Pflichten seines Herrscheramtes nachkommt.“ Eine „liebenswerte, einfache Persönlichkeit“ nennt er ihn, und als solche kannten ihn die Völker

Oesterreich-Ungarns, als solche ist er populär geworden wie selten ein Monarch. Mochte er sich auch am Beginn seiner Regierungszeit als junger unerfahrener Mann, dessen eigener Wille erst heranreifen mußte, manchmal im selbständigen Handeln vergriffen haben oder ungünstigen Ratschlägen allzustark zugänglich gewesen ein, mochte er auch in kritischen Zeiten Festigkeit vermissen lassen, ab und zu in der Wahl seiner nächsten Ratgeber eine unglückliche Hand zeigen, in früheren Zeiten unsicher, unverläßlich und schwankend erscheinen, eines darf man beim Eingehen in diese heute ja schon so weit zurückliegenden Jahrzehnte nicht vergessen, daß Franz Joseph in heillosen Verwirrung aus den „Trümmern eines geborstenen Baues“ ein neues Staatswesen zu errichten hatte, zusammengesetzt aus einer Reihe von Staaten mit eigenen Völkern, eigener Sprache und verschiedenen Rassen und Religionen. Die Einheit des großen Oesterreich trotz Sturm und Drang zu wahren, war seine größte Sorge, war das Ziel seines Lebens, und auch in der Zeit des allgemeinen Umschwungs und der Gärung, in jenen Jahren, da der starre Konservatismus von den nicht mehr

zu bändigenden Triebkräften einer neuen Zeit aus dem Feld geschlagen wurde, als das Schwungrad der Ereignisse schneller lief als Erwägungen und Beschaulichkeit, blieb er, rüstig mit der Zeit vorwärtsschreitend, seinem Programm getreu. Mochte auch die Vorherrschaft des einst mächtigen Oesterreich in Deutschland und Italien verloren gehen und dazu die Lombardei, Oesterreich wuchs unter seiner Regierung und trotz allen innerpolitischen Irrungen und Wirrungen und vielfachen nationalen Kämpfen weiter, sein Wirtschaftsleben nahm einen mächtigen Aufschwung, der besonders auch in dem Aus-

bau des Verkehrswe-
sens und in dem Ueber-
gang von der Geld- zur
Kreditwirtschaft zu
deutlichem Ausdruck
kam. Kunst und Wis-
senschaft blühten in
Oesterreich und Un-
garn, der Wohlstand
der Völker nahm zu,
die Tüchtigkeit ihres
Wehrwesens konnten
die beiden Staaten im
jetzigen Krieg beweisen.

Nur ein paar der
wichtigsten Daten aus
dem Leben des Ver-
storbenen! Am 18. Au-
gust 1830 zu Schön-
brunn geboren und

am Tage der Geburt von Franz Grillparzer dichterisch begrüßt, empfing er in der Schlacht bei Lucia vor den Toren von Verona unter den Augen des Feldmarschalls Radetzky die Feuertaufe, schlug 1849 die Sardinier und Ungarn, letztere mit Hilfe der Russen, doch ward er 1859 durch Frankreich, das den Italienern bewaffnete Hilfe leistete, aus der Lombardei vertrieben (Friede in Zürich am 10. November d. J.), führte 1864 Krieg mit Dänemark und wurde 1866 bei Königgrätz von Preußen besiegt, wodurch ihm auch die Früchte des Sieges gegen die Italiener im gleichen Jahr (Sieg bei Custozza und Seesieg bei Lissa) verloren gingen. Die auswärtigen Niederlagen zwangen den Kaiser zu tiefgreifenden Zugeständnissen im Innern. Er gewährte Un-



† Henryk Sienkiewicz (1845—1916).



Warschau: Das Stadtschloß.

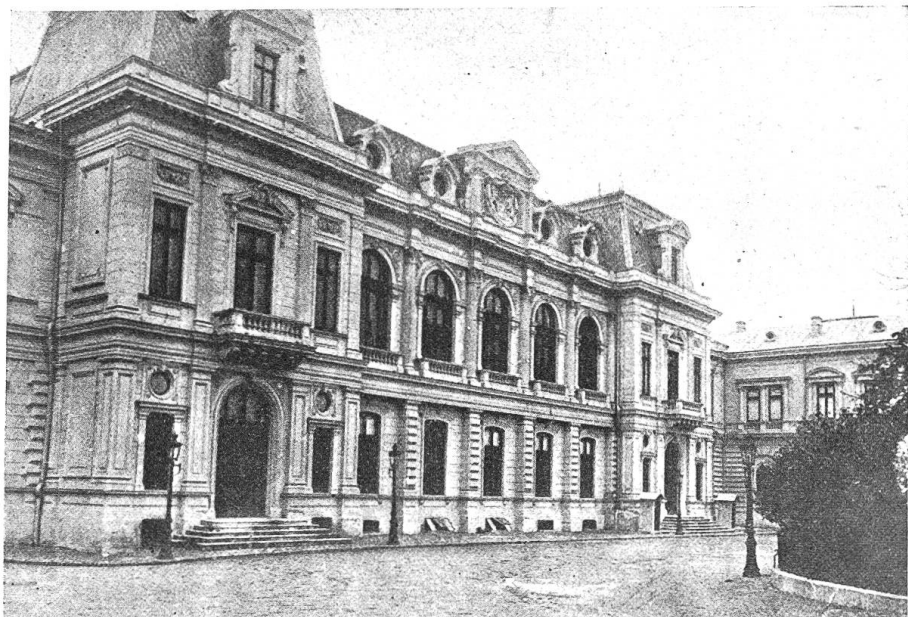
bund auswichs. Schon 1878 hatte der Berliner Kongreß Oesterreich mit der militärischen Besetzung und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina beauftragt, die 1909 endgültig an Oesterreich fiel. Unererschütterlich fest ist das Bündnis zwischen Oesterreich und Deutschland, ein Werk Bismarcks, seither geblieben, seit

garn 1867 durch den sog. „Ausgleich“ die frühere Selbständigkeit wieder und nahm den „Dualismus“ an, mit dem jenseits der Leitha die Magyaren die führende Stellung erhielten, diesseits die Deutschen; erstern gelang es, ihren Besitz fest zu behalten, letztere wurden durch das allmähliche Anwachsen der Slawen in ihrem Besitzstand verkürzt. Am 8. Juni 1867 wurde er in Ofen als König von Ungarn gekrönt, im Krieg 1870/71 blieb er allen

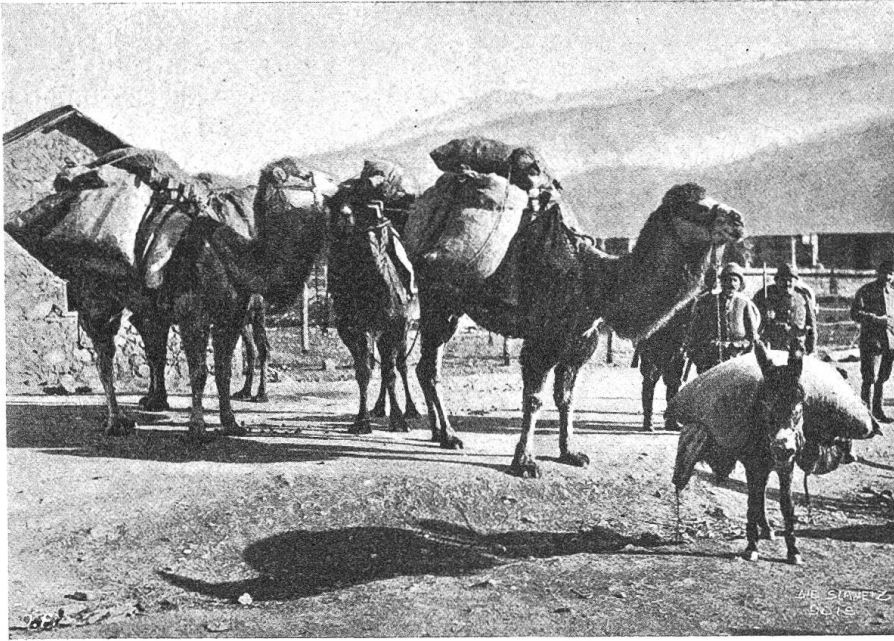
mehr als zwei Jahren nun mit dem Blut der Völker besiegelt.

Aber nicht die Herrschergestalt ist es, nicht der große geschichtliche Rahmen, der allgemein interessiert, sondern vor allen Dingen die Persönlichkeit des Verstorbenen. Und hier ist es die ungeheure Tragik, die in einer beinahe ununterbrochenen Kette sein Leben umzog, die den Monarchen zu einem verehrten und geliebten Fürsten machte. Unglücksvoller

Einflüsterungen gegenüber, die ihn veranlassen wollten, in den Krieg gegen Preußen einzugreifen, fest, und neun Jahre später entstand das Bündnis der Donaumonarchie mit dem Deutschen Reich, das sich 1887 zu dem seit Mai 1915 wieder in die Brüche gegangenen Drei-



Das königliche Schloß in Bukarest.



Im Taurusgebiet. Der kleine Esel, als sicherer Pfadfinder in den Bergen, führt die Kamele über das Taurusgebirge.

war wohl noch selten der Lebensweg eines Menschen, und wenn einst Preußens König Friedrich Wilhelm IV. klagend ausrief: „Die Wege der Könige sind tränenreich!“ so passen diese Worte auf niemand besser als auf den greisen Habsburger. Es gibt beinahe keine Unglücksart, die nicht in seiner Familie ihre Opfer gefordert hätte. 1853 wurde ein fehlgehendes Attentat auf ihn verübt, 1857 verlor das Kaiserpaar die erstgeborene Tochter durch Masern, 1864 nahm der Bruder Maximilian die Kaiser-

heute noch nichts Genaueres bekannt ist, am 11. September 1898 fiel seine schwermütige Gemahlin, Kaiserin Elisabeth, in Genf einem sinnlosen Attentat zum Opfer, nachdem ein Jahr vorher deren jüngste Schwester, die Herzogin von Montenegro, beim Brand eines Theaters in Paris einen grauenvollen Tod erlitten hatte. Ein Mitglied des Kaiserhauses nach dem andern verschied oder mußte verschollen erklärt werden, manch jüngern überlebte Franz Joseph, dem als Vierundachtzig-



Idyll an einem albanischen Dorfbrunnen.

frone von Mexiko an und wurde dort 1867 erschossen; geistesgestört kehrte dessen Gattin aus ihrer neuen Heimat zurück, geistesgestört verbringt sie seither ihr Leben. Erschüttert und gebeugt stand der Kaiser am 30. Januar 1889 an der Leiche seines einzigen Sohnes, des Kronprinzen Rudolf, über dessen tragischen Tod

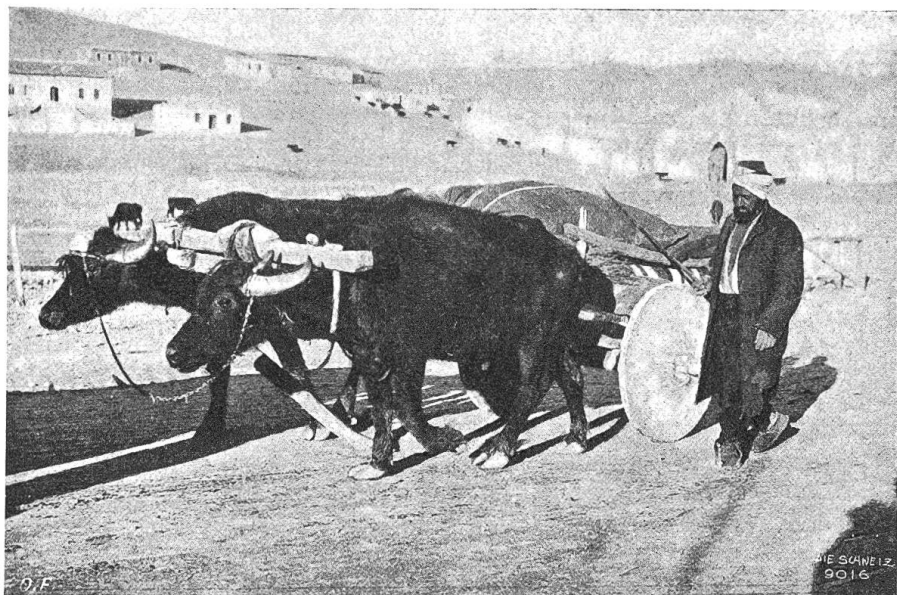
heute noch nichts Genaueres bekannt ist, am 11. September 1898 fiel seine schwermütige Gemahlin, Kaiserin Elisabeth, in Genf einem sinnlosen Attentat zum Opfer, nachdem ein Jahr vorher deren jüngste Schwester, die Herzogin von Montenegro, beim Brand eines Theaters in Paris einen grauenvollen Tod erlitten hatte. Ein Mitglied des Kaiserhauses nach dem andern verschied oder mußte verschollen erklärt werden, manch jüngern überlebte Franz Joseph, dem als Vierundachtzig-jährigem das grausame Schicksal noch einen neuen Kronprinz diktierte, da Erzherzog-Thronfolger Ferdinand und seine morganatische Gemahlin, die Herzogin von Hohenberg, am 28. Juni 1914 den Kugeln eines serbischen Meuchelmörders zum Opfer fielen. „Uns

ward das Glück einer ruhigen, klaren Epoche nicht zuteil," erklärte der junge Kaiser in seiner Thronrede nach dem Verlust der Lombardei; noch an seinem Grab haben diese Worte ihre Gültigkeit, dort, wo er endlich in der Wiener Gruft der Kapuziner neben der Kaiserin Elisabeth ausruhen kann von einem langen und mühseligen Gang durchs Leben.

Mit unserm Lande hat Oesterreichs Herrscher stets gute Nachbarschaft gehalten; freilich ein einziges Mal nur, im Herbst 1909 bei Anlaß der Jahrhundert-

feier in Tirol und Borarlberg, besuchte der Monarch unser Land und traf in Kor-schach mit einer Delegation des Bundesrates zusammen (vgl. „Die Schweiz“ XIII 1909 Heft 18).

Willi Bierbaum, Zürich.



Provianttransport mit schwarzen Büffeln in Mesopotamien.

Verschiedenes.

Henryk Sienkiewicz †. Die erschütternde Epoche, in der wir leben, ist besonders ereignis-schwer für die polnische Nation. Geschehnisse von noch nicht zu beurteilender Tragweite jagen einander, und alle berühren sie die Seele des polnischen Volkes, das trotz Not und Elend mit unbeugbarer Energie an das Werk des Wiederaufbaues des seit mehr als einem Jahrhundert verstümmten Polenstaates schreitet. Doppelt schmerz-lich wird es, an diesem Wendepunkt seines Daseins, vom Tode eines seiner größten Söhne, Henryk Sienkiewicz, berührt sein. Er, der Träger eines Nobelpreises,

dem der größte aller Romanerfolge beschieden war, dessen „Quo vadis“ millionenweise über die ganze Erde verbreitet ist, er ist nicht mehr. Dem Auslande ist er wohl am meisten durch



Türkischer Markt in Makedonien.

„Quo vadis“ bekannt. Meisterlich schildert er dort den Untergang des römischen Weltreiches, das trotz seiner äußern Kultur dem aufgehenden Christentum weichen muß. Seinem Lande ist er aber durch seine andern Werke teuer geworden. Ein echter Sohn seiner Heimat, hatte er die Leidenschaft eines jeden Polen, die heiße, alles um sich verzehrende und verzehrende Liebe zum Vaterland. Keine Seite des polnischen Lebens ist Sienkiewicz fremd geblieben. Er kennt die Not des polnischen Bauern, der auswandern muß; er leidet die Marter des polnischen Kindes, das in der fremden Schule zutod gehegt wird, er belauscht den polnischen Soldaten, der für den fremden Machthaber kämpft und siegt und weggestoßen wird. Mit wunderbarer Innigkeit hat sich der Dichter in die Vergangenheit des polnischen Volkes eingelebt. Auf dem ganzen Gebiete der alten polnischen Republik war er zu Hause. Seine Helden kämpften vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere; die Könige, die Würdenträger, das ganze Rittersvolk lebte wieder auf, nicht nur mit künstlerischer Vollkommenheit, sondern auch mit historischer Wahrheit gezeichnet. Sie erstanden, die Ritter der alten Zeit, mit all ihren Fehlern und Tugenden. Die zügellose Individualität, der schäumende Lebenssinn und der prächtigste Humor paarten sich und kreuzten sich mit Heldenmut, Opferwilligkeit und hohen bürgerlichen Tugenden. Alle Gestalten seiner Werke, sie zeugen von dem, was das polnische Volk hätte werden können und was es nicht geworden ist. Die Vergangenheit rüttelte die Gegenwart auf, der Unterschied war zu groß. Das zerrissene, allen Schmähungen und Demütigungen ausgesetzte Polenvolk fand in den historischen Werken seines großen Sohnes eine allen zugängliche, lebendige Quelle; in ihnen findet man die Elemente dessen, was die Republik von damals groß, mächtig und segenspendend gemacht hat.

Sienkiewicz empfing in Warschau seine Erziehung. Er gehörte als junger Mensch zur radikalen demokratischen Opposition. Aus dieser Gesinnung sind seine frühen Novellen

(Kohlenskitzen) entstanden; realistische Darstellungen aus dem polnischen Dorfleben, mit Gogol'scher Satire, die Herrschenden zertrabend, mit tiefem, verstehendem Mitleid das arme Volk umfassend. Er hat in dieser Zeit auch einige Kindergeschichten voll tragischer Klage und Anklage verfaßt. Eine Skizze wie „Janek oder Musikant“ ist ein Meisterwerk bewegter Darstellung der leidenden Kreatur. In einer andern Novelle schildert er die Todesleiden eines polnischen Gymnasiasten, der die erzwungene russische Sprache nicht richtig auszusprechen weiß; die Zensur nötigte allerdings zur Verlegung der Handlung in die preußische Provinz Posen und zur Umwandlung des russischen in deutschen Unterricht. Nach Reisejahren — aus Kalifornien brachte er prächtige Reisebriefe mit — wieder in der Heimat, verfiel er einer Wandlung der politischen und geistigen Anschauung. Vor dem von der klerikalen Adelspartei heftig bekämpft, näherte er sich ihr jetzt, wurde konservativ, kehrte zum dogmatischen Christentum zurück und polemisierte in seinem Drama „Auf ein Blatt“ wider die Demokratie. Seitdem durfte der Klerikalismus ihn als einen der Seinen betrachten. Doch der nationalpolnische Patriotismus war in ihm stärker. Er holte aus der Geschichte Polens die besten Stoffe zu seinen Romanen, in denen er das ganze Volk in einem unübersehbaren Gewimmel von Personen, in einem rasenden Farbentaumel wilder Ereignisse vorüberziehen läßt. Dem modernen Gesellschaftsleben sind bloß zwei Romane entnommen: „Ohne Dogma“ 1890, die Tagebuchgeständnisse eines skeptischen, mit Religion und Volksdasein zerfallenen und deshalb in seiner Kraft zerfaserten Kultureuropäers, und der Familienroman eines Adligen, „Familie Polaniecki“, 1894. Noch vor wenigen Monaten, am 5. Mai, beging der Dichter, der beim Kriegsausbruch nach der Schweiz geflüchtet war, seinen siebenzigsten Geburtstag; hingerafft nun in sturmbewegten Tagen, in denen sich das Los seines Volkes entscheidet, ist es ihm nicht vergönnt gewesen, in das freie und selbständige Reich seiner Väter einzutreten.

G. Albert Fr. Eschub, Basel.

Totentafel (vom 6. November bis 2. Dezember 1916). Am 7. November starb in Zürich im Alter von 71 Jahren Frau Dr. med. Marie Heim-Wögtlin, Gattin des Geologie-Professors Dr. Albert Heim. Die Verstorbene hat im Sommer 1874 als die erste Ärztin der Schweiz und wohl des ganzen Kontinents in Zürich ihre Praxis eröffnet, die in gynäkologischer und geburtshilflicher Richtung bald eine große Ausdehnung gewann.

In Hohenrain (Luzern) starb am 15. November, 76jährig, Großrat Josef Leu von Ebersol, Sohn des in den Vierzigerjahren ermordeten, bekannten Volksführers gleichen Namens.

In Locarno am 16. November im Alter von 75 Jahren alt Stadtrat Benjamin

Fritsch von Zürich, der verdienstvolle Vorkämpfer der Zürcher Stadtvereinerung.

Am 17. November in Bern der Zentralsekretär des Schweizerischen Roten Kreuzes, Dr. Walter Sahl, im Alter von 56½ Jahren.

In Zürich am 19. November Architekt Alfred Chiodera.

In Arlesheim am 26. November Professor Dr. Albert Geßler, mit dessen vorzeitigem Hinschied die „Schweiz“ einen warmen Freund und Förderer verloren hat; Worte des Gedankens wird ihm unser Januarheft widmen.

Am 29. November in Zürich Pfarrer Alfred Usteri, seit 28 Jahren Pfarrer von Fluntern. Er starb an den Folgen einer Operation im Alter von 71 Jahren. S. Z.

□ □ □ □

1916, 298